Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 8 (1924)
Heft: 1-2

Artikel: Ergebnisse der zweiten Rundfrage
Autor: Oettli, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419539

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und Fortschritten aller Art! Was haben wir alles auf deutschen Hochschulen gelernt! Was verdankt unsere Kunst und unser Kunstgewerbe, die Technik und das Wirtschaftsleben, die Verwaltung und das Schulwesen dem Vorbild und dem Erfindungsgeist des gleichsprachigen Nachbarlandes! Wie oft sind unsere Studienkommissionen nach Stuttgart, Leipzig, Berlin, München, Straßburg gereist, wenn es galt, wichtige Werke sozialer Fürsorge, technischer Vervollkommnung zu schaffen!

Es geht aber auch bis ins kleine und kleinste des Alltagslebens. Die traulichste Stunde im Jahr bereitet uns der Weihnachtsbaum: er kam zur Zeit unserer Großväter aus Deutschland. Wir reisen in unsere lieben Berge: der beste Führer ist immer noch der deutsche Bädeker, nach Paris, Norwegen, Italien, Palästina: wir nehmen den Bädeker mit, der mit deutscher Sorgfalt und Gründlichkeit leistet was kein anderer. Du schreibst gern Ansichtspostkarten: die Sitte kam aus Deutschland. Du bewunderst den Stil der hübschen neuen Wohnhäuser am Zürichberg: er kam aus Deutschland. Du liesest gern unsere Großen, Gotthelf, Keller, Meyer, oder die Lebenden, Huggenberger, Federer, Zahn: ihre Bücher sind meist durch Verleger draußen in Umlauf gebracht worden, wären ohne die deutschen Verleger wohl gar nicht auf den Markt gekommen. Man liebt und liest sie draußen als Schweizer von deutscher Art. Eine reiche und ununterbrochene Wechselwirkung findet statt im Geben und Empfangen — ein Völkerbund, wie man ihn gar nicht schöner denken kann.

Geht die deutsche Kultur unter, so geht auch die unsrige unter. Wir können uns nicht damit trösten, es gäbe ja dann noch andere Kulturen, an denen wir teilnehmen könnten, etwa die romanische Frankreichs oder Italiens oder die englische. Tausendfache Erfahrung, tausendjährige Erfahrung lehren, daß ein Volk an keiner anderen Kultur wirklich teilhaben kann als an der seines Stammes, an der derselben Muttersprache. Die Frage ist für uns nicht, ob die romanische und die angelsächsische Kultur nicht eben so wertvoll seien wie die deutsche. Die Frage ist, welche Kultur unser Volk in sich aufnehmen, in sich verarbeiten und namentlich, an welcher es selbst mitarbeiten kann. Das aber ist die deutsche, nur sie.

Was uns trennt.

Diese Stelle entnehmen wir einem Gedenkblatte, das unser Mitglied Dr. Fick in den „Schweiz. Monatsheften für Politik und Kultur" (Herbstmonat 1922) seinem Vater gewidmet hat, der, 1822 geboren, im Jahre 1848 aus politischen Gründen seine Heimat Hessen-Kassel verließ und 1851 als Rechtslehrer nach Zürich berufen wurde, wo er 1895 gestorben ist. Von Haus aus durchaus nicht demokratisch-republikanisch gesinnt, wußte er sich in unsere Verhältnisse rasch zu finden und erwarb auch unser Bürgerrecht. Es hat einen eigenen Reiz, aus dem Munde dieses Mannes zu hören, wie tief politische Unterschiede ins geistige, ins gesamte Kulturleben einschneiden. Heute ist zwar Deutschland ja auch eine demokratische Republik, aber als solche noch nicht auf ganz sichern Füßen, und gerade aus solchen Aeußerungen begreift man, daß es mit dem äußern Wechsel der Staatsform noch nicht getan ist, daß es sich da um Gesinnungen handelt, die sicher zu verankern mindestens ein Menschenalter fordert. Im Jahre 1870 schrieb Heinrich Fick an seine Schwiegermutter zuhanden eines Königsberger Herrn, der daran dachte, einen Ruf ans Polytechnikum Zürich anzunehmen:

„Man denke sich eine Residenz eines deutschen Staates von ähnlicher Größe wie unser Kanton, also etwa Gotha oder Weimar, und dann von Allem, was dort ist, mit einziger Ausnahme des Umstandes, daß man in beiden Städten einen deutschen Dialekt spricht, das Gegenteil, soweit es überhaupt bei einem geordneten Staatsleben möglich ist, — dann hat man unser Zürich. Dort Hof, Adel, Offiziere, Beamte als drei besondere Stände über der Bourgeoisie und dem eigentlichen Volke herrschend und in allen Kreisen des Lebens den Ton angebend. Hier von allen diesen drei Ständen auch keine Spur. In dieses wunderbare Gemeinwesen, das die Prinzipien der Demokratie bis in die letzten Konsequenzen ausgebildet hat, vermag sich ein in Deutschland im Verkehr mit den drei tonangebenden Ständen aufgewachsener deutscher Professor absolut nicht hineinzufinden; er steht ihm, selbst wenn er sich daheim für einen Demokraten vom reinsten Wasser gehalten hat, total fremd gegenüber. Der hiesigen Bourgeoisie, soweit sie aus einheimischen Elementen besteht, steht er fremd gegenüber, weil sie sich nicht der in Deutschland üblichen Umgangssprache bedient, diese Umgangssprache vielmehr als eine erlernte aus bloßer Höflichkeit gegen den Fremden, also mit Unbehagen spricht. .... Wer für seine Wissenschaft begeistert ist und frei ist von der Eitelkeit, im Staate oder in der sogenannten Gesellschaft eine Rolle zu spielen, kann — sofern er außerdem finanziell günstig gestellt ist — sich hier außerordentlich wohl und glücklich fühlen..... Kommt dazu noch der offene, unbefangene Sinn für ein blühendes Staatswesen, das man wachsen und gedeihen sieht, ohne dabei irgendwie eingreifen zu können, so ist dies eine fortdauernde Quelle geistigen Genusses. Denn es muß für den unbefangenen Denker, der, frei von persönlicher Eitelkeit, sich an fremden Schöpfungen zu erfreuen vermag, ein großes Behagen erzeugen, zu sehen, wie hier die schönsten Kulturblüten getrieben werden, ohne daß dabei irgend einer der Faktoren, denen in monarchischen Staaten das Kulturleben verdankt wird, ohne daß ein Fürst, ein Hof, ein Adel, eine Bureaukratie, ja ohne daß irgend etwas, was nach Aristokratie schmeckt, dabei mitwirkt. Vergleicht man das hiesige wissenschaftliche Leben, die hiesigen Institute für Kunst und Wissenschaft, das hiesige Interesse des Volkes für Kirche und Staat, die hiesigen Kenntnisse über das, was auf dem Universum vor sich geht, mit den analogen Erscheinungen in einer deutschen Residenz, so dürfte, wenn man allenfalls von Theater und Gemäldegalerien absieht, hier alles weit höher stehen, als in irgend einem gleich großen Staate in Deutschland. Es ist hier alles von innen heraus und von unten herauf gewachsen. Es gibt zahllose Vereine für Kulturzwecke, Bibliotheken, Kunstsammlungen, Lesekabinette, verschiedene wissenschaftliche Bestrebungen für gemeinnützige Zwecke, die alle ohne irgend eine hohe Protektion von unten auf herangewachsen sind und die schönsten Früchte tragen."

Ergebnisse der zweiten Rundfrage.

Durch die zweite Rundfrage sollte festgestellt werden, ob wir Schweizer in unserer Mundart noch sicher zwischen nicht zielendem hangen und zielendem hängen unterscheiden.

Wenn elf Antworten einen Schluß zulassen, darf die Frage bejaht werden, denn alle elf scheiden mit sicherem Sprachgefühl, natürlich mit lautlichen Abweichungen, zielendes: Mir hängge Wösch uf; me mueß no ne Wage ahängge; früener si Diebe ghänggt worde, von

nicht zielendem: D'Lintüecher hange scho; das Chind hangt an der Mueter. Die Beobachtung des Fragestellers, daß auch manche Schweizer damit nicht mehr zurecht kommen, ist dadurch natürlich nicht widerlegt, es ist nur bewiesen, daß diese Leute entweder nicht unserm Sprachverein angehören oder daß sie, wenn sie Mitglieder sind, sich an der Beantwortung der Rundfrage nicht beteiligt haben. So viel dürfen wir aber aus den eingegangenen Antworten und aus eigenen Beobachtungen schließen, daß die Vermengung der beiden Zeitwörter in unserer Mundart bei weitem nicht so allgemein ist wie in der Schriftsprache. Dort kann man eine auf uns geradezu komisch wirkende Hilflosigkeit beobachten. Nur ein Beispiel: In der neuesten Schrift Oskar Weises, „Die deutsche Sprache als Spiegel deutscher Kultur", die im übrigen unsern Mitgliedern bei dieser Gelegenheit durchaus empfohlen sei, lese ich auf Seite 72: „Den an diesen Schandpfahl Gefesselten wurde oft ein Zettel angehangen mit der Angabe des Namens und der Art des Vergehens; daher leitet sich vermutlich der Ausdruck jemand etwas anhängen. Bei bestimmten Verschuldungen wurde den am Pranger Stehenden auch ein Stein oder eine Flasche an den Hals gehängt." Also genau im gleichen Sinne gebraucht wenige Zeilen auseinander erst falsch angehangen, dann richtig gehängt. Und doch gehört Oskar Weise, der Verfasser so vieler mustergültiger Werklein über unsere deutsche Sprache, ganz sicher nicht zu jenen Germanisten, denen Eduard Engel höhnend vorwerfen darf, das Deutsch versage ihnen bis zum Lallen. Auf Seite 64 desselben Büchleins schreibt Weise: „Vom Jagdhunde stammt auch der Ausdruck einer Sache nachhängen, d. h. ursprünglich dem Hunde die Leine hängen lassen, daß er sich frei bewegen kann." Hätte er geschrieben „hangen lassen", so hätte er damit die ursprünglich allein richtige Form des Bildes „einer Sache nachhängen" richtig begründet, denn es ist unter Weglassung des Satzziels entstanden aus Redensarten wie: dem Pferd die Zügel, dem Jagdhund die Leine nachhängen. Da wir uns aber dieser Entstehung nicht mehr bewußt sind, sagen wir aus unserm Sprachempfinden heraus doch wohl richtiger „einer Sache nachhangen".

Eine der Antworten auf die Rundfrage ist ein hübscher Beweis dafür, wie fein unsere Mundart Bedeutungsunterschiede auseinanderzuhalten weiß. In Sevelen im st. gallischen Rheintal lautet die Uebertragung des Satzes „das Kind hängt an der Mutter": „D's Chinn hanget an der Mueter", wenn er im eigentlichen Sinne verstanden wird, in bildlicher Anwendung aber, als Ausdruck für die Anhänglichkeit des Kindes: „D's Chinn hanget der Mueter a".

Eine andere Antwort enthält einen Nachtrag zur ersten Rundfrage. In Aarburg nennen die Kinder einen auf dem Rücken getragenen Schultornister, aber nicht die am Arm getragene Mappe, Schreftsack.

Wer stellt die dritte Rundfrage? Paul Oettli.

Deutsch im Bankverkehr.

An der Abgeordneten-Versammlung des Schweiz. Alpenclubs vom 24./25. November 1923 machte der Zentralpräsident den Vorschlag, daß das jeweilige Zentralkomitee in seinem Briefwechsel mit den Sektionen seine eigene Sprache gebrauche, das gegenwärtige also die deutsche. Damit würde beim Gesamtvorstand des S. A. C. ein ständiger Uebersetzer und den Ortsgruppen der andern Sprachen ab und zu ein zweifelhafter Stil-Genuß erspart. Die Versammlung gab zu diesem vernünftigen, zeitgemäßen Vorschlag stillschweigend ihr Einverständnis. Das hat natürlich auch zur Folge, daß bei einer Verlegung des Gesamtvorstandes nach der welschen Schweiz (wie dies in regelmäßigem Wechsel geschieht) der neue Zentralpräsident mit den Gruppen brieflich französisch verkehren wird, doch sind diese ohne weiteres befugt, sich ihrerseits ihrer eigenen Sprache zu bedienen, also der deutschen oder italienischen.

Es wäre sehr zu begrüßen, wenn endlich auch unsere Geschäftswelt diesem Beispiele nachfolgen würde. Namentlich die deutschschweizerischen Banken könnten unbedenklich so vorgehen und ihren Briefverkehr mit den westschweizerischen und tessinischen Banken und Firmen in unserer Sprache führen; den welschen und Tessiner Banken und Firmen bliebe es selbstverständlich unbenommen, nach der deutschen Schweiz, wie bisanhin, ebenfalls in ihren Sprachen zu schreiben. Es ist auffallend, wie wenig wir Deutschschweizer die Anwendung unserer Muttersprache als Zeitersparnis würdigen. Es scheint fast, als ob sich noch nie ein Bankdirektor oder Bureauchef mit dieser Frage beschäftigt habe. Beschämenderweise fallen viele Bankkorrespondenten gedankenlos ihrer eigenen Muttersprache in den Rücken. Unsere Großbanken unterziehen sich der Mühe, ihren welschen „Filialen" in fremder Sprache zu schreiben, während es sonst überall Brauch ist, daß die Zweigstellen sich im Briefverkehr nach der Sprache des Hauptsitzes richten. So wird der Hauptsitz des Comptoir d'Escompte de Genève in Genf z. B. seiner Zweigstelle Zürich sicherlich nicht deutsch schreiben, sondern in seiner Sprache; ebenso wird der Hauptsitz der Lloyds Bank in London seiner Zweigstelle Genf gewiß eher englisch als französisch schreiben, also in seiner Sprache. Auch eine Mailänder Bank würde sicher einer Zweigstelle in Zürich italienisch schreiben.

Alle Bankangestellten der welschen Schweiz, von oben bis unten, werden heutzutage einen deutschen Bankbrief mühelos verstehen, denn überall wird ja bei der Anstellung die Kenntnis von mindestens zwei Sprachen gefordert. Auf alle Fälle wird heute von den Angestellten im Bank- und Handelsfach die Kenntnis der deutschen und französischen Sprache verlangt. Kein welscher oder Tessiner Bankdirektor, Bureauchef oder Geschäftsinhaber wird heutzutage das ausdrückliche Verlangen zu stellen wagen, man solle ihm nur französisch oder italienisch schreiben, da seine Leute deutsche Briefe nicht verstünden! Durch ein solches Geständnis würde er sich selbst und sein ganzes Geschäft bloßstellen.

Ferner: Alle welschen und Tessiner Jünglinge, die sich in der deutschen Schweiz weiter ausbilden wollen, haben (laut ihren Bewerbeschreiben) das Bestreben, die deutsche Sprache zu erlernen. Gebe man ihnen also jede Gelegenheit hiezu und lasse sie nach Genf, Lausanne, Neuenburg usw. deutsch schreiben. Die deutschen Briefschreiber im Welschland ihrerseits mögen nach der deutschen Schweiz weiterhin zierliche französische oder italienische Briefe schreiben. Das wäre kostenloser Unterricht in den Landessprachen und hätte den Vorteil, daß die Sprachenerlernung überall gleichmäßig gefördert würde. Wie viele welsche Jünglinge wären froh, sie könnten sich einmal im deutschen Briefwechsel üben! Statt dessen weist man ihnen aber meist die Aufgabe zu, gewöhnliche Geschäftsbriefe, die jeder halbwegs gebildete Welsche auf deutsch verstehen würde, unnötigerweise ins Französische zu übersetzen. Abgesehen davon, daß man diesen Jünglingen die Möglichkeit zur Erlernung des